

Eröffnung des 21. Konfliktmanagement-Kongresses 2025

Wie jedes Jahr waren die Plätze für den Kongress heiß begehrt und in kürzester Zeit ausgebucht. Mediatorinnen und Mediatoren aus dem ganzen Bundesgebiet reisten nach Hannover, um sich über den Stand der Profession auszutauschen, die drängenden Fragen der Zeit zu diskutieren und Orientierung für die Zukunft zu gewinnen.

Und doch: Der 21. Konfliktmanagement-Kongress war in jeder Hinsicht ein besonderer Kongress. Zum ersten Mal nach zwei Jahrzehnten verließ er das Landgericht und fand im Amtsgericht Hannover statt. Dieser Wechsel war weit mehr als ein Ortswechsel. Der neue Tagungsort war ein Symbol – ein sichtbares Zeichen der Zäsur und des Aufbruchs.

Damit wurde der Kongress zu einem Moment des Innehaltens: zur Rückschau auf das bisher Erreichte, zur kritischen Befragung des eigenen Weges – und zugleich zum Entfachen neuer Leuchtfeuer für die kommenden Jahre. Ein Kongress der Selbstreflexion, aber ebenso ein starkes Zeichen der Sichtbarkeit.

Drei Perspektiven auf Konflikt und Mediation

Prof. Dr. Sonja Fückler, Universität Bielefeld, Institut für Konflikt- und Gewaltforschung, stellte in ihrem Eröffnungsvortrag die gesellschaftliche Großwetterlage ins Zentrum. Sie führte eindrücklich vor Augen, wie Konflikte derzeit in der Gesellschaft wahrgenommen werden: Klimakrise, Migration, geopolitische Verschiebungen, Debatten um Paragraph 218 oder Genderfragen – die Liste ist lang. Ihr Befund: Nicht neuartige Konflikte sind es, die uns herausfordern, sondern der Verlust gemeinsamer Grundlagen. Immer mehr verfestigen sich Gegensätze im Modus von „richtig oder falsch“. Polarisierung wird nicht nur erlebt, sondern durch ständige Kommunikation darüber auch verstärkt.

Fückler machte deutlich, dass es nicht ausreicht, Konflikte aufzulösen oder sie unter den Teppich zu kehren. Konflikte gehören zum Wesen der Demokratie. Wer sie vermeiden will, schwächt den demokratischen Diskurs. Ihre Botschaft: Mediation darf sich nicht auf Konsens als Heilsformel verengen. Sie muss lernen, Streit als Normalität auszuhalten, Gegensätze sichtbar zu machen und Räume für Verständigung trotz Unterschiedlichkeit zu schaffen – und genau darin ihre demokratische Bedeutung finden.

Prof. Dr. Caroline Meller-Hannich, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Leiterin eines Forschungsprojekts zum Rückgang der Klageeingänge, brachte die nüchterne Justizperspektive ein. Sie legte Zahlen offen, die zum Nachdenken anregen: Während es 1995 noch rund 1,7 Millionen Klagen an deutschen Amtsgerichten gab, sind es heute nur noch etwa 700.000. Doch von diesem Rückgang profitiert die Mediation nicht.

Meller-Hannich analysierte, dass Konflikte immer häufiger durch präventive Strategien, digitale Plattformen oder AGB-Regelungen aus dem öffentlichen Raum

verschwinden. Diese Verlagerung führt dazu, dass Streitigkeiten nicht mehr offen ausgetragen werden. Damit bleibt Mediation im Schatten, obwohl sie eigentlich als Verfahren prädestiniert wäre, faire Lösungen zu ermöglichen. Ihre klare Forderung: Mediation muss sich deutlicher positionieren – nicht als Konkurrenz zur Justiz, sondern als eigenständige Form der Konfliktbearbeitung mit eigener Legitimität und Strahlkraft. Nur wenn sie sichtbar wird, kann sie zur echten Alternative und Ergänzung des Rechtssystems werden.

Prof. Dr. Sascha Weigel, Leipzig, Leiter des Instituts für Konflikt- und Verhandlungsmanagement (INKOVEMA), brach mit dem verbreiteten Mythos der Freiwilligkeit. „Kaum jemand geht freiwillig in die Mediation“, sagte er. Meist werde sie von außen initiiert – durch

Organisationen, Vorgesetzte, Betriebsräte oder Strukturen. Das sei kein Mangel, sondern der Kern ihrer Zumutung: Mediation fordert dazu auf, das bequeme Feindbild aufzugeben und die vermeintliche Sicherheit, „im Recht zu sein“, hinter sich zu lassen.

Weigel beschrieb Mediation als paradoxes Verfahren: Niemand will hinein, doch wer sie erlebt, erkennt ihren Wert. Sie bedeutet Arbeit, auch Verlust – denn Konflikte geben Orientierung, und diese Sicherheit wird den Parteien genommen. Gerade darin liegt jedoch ihre Kraft: Mediation zwingt zur Auseinandersetzung, eröffnet aber auch den Raum für wirkliche Veränderung. Sie verändert nicht nur die Konfliktparteien, sondern auch die Kultur einer Organisation. So verstanden, ist Mediation keine weiche Alternative, sondern ein robustes Instrument gesellschaftlicher und betrieblicher Transformation.

Ein Leuchtfener in stürmischen Zeiten

Die drei Perspektiven griffen ineinander wie Facetten eines Prismas. Mediation wurde sichtbar als Spiegel einer polarisierten Gesellschaft, als Verfahren ohne Selbstläufer, als Zumutung, die Kraft hat. Keine Heilsbotschaft, sondern ein ehrlicher Standort.

Und doch: Gerade darin liegt ihre Zukunft.

Mediation ist kein Schonraum, sondern ein Leuchtfener in stürmischen Zeiten – unbequem, manchmal schmerzhaft, aber unverzichtbar.

Wer Konflikte verdrängt, verliert Orientierung. Wer sie austrägt, gewinnt Zukunft.

Die Eröffnung des Kongresses machte deutlich: Es liegt an uns, der Mediation die Sichtbarkeit und die Relevanz zu geben, die sie verdient. Wir dürfen sie nicht auf Konsens verkürzen, nicht ins Private drängen lassen. Wir müssen den Mut haben, Konflikte in ihrer Schärfe aufzugreifen, sie auszuhalten und produktiv zu wenden.

Mediation verlangt Haltung. Sie fordert uns heraus – und gerade deshalb ist sie das Instrument, das unsere Gesellschaft in Zeiten der Polarisierung braucht.

Es ist an uns Mediatorinnen und Mediatoren, dieses Leuchtfener hochzuhalten und den Mut zur Zumutung in eine Kraft der Verständigung zu verwandeln.

Adelheid D. Kieper
Fachanwältin für Medizinrecht und Mediatorin